

Sebastian Meineck, 17, Ingelheim

### **Zelle 432. Ein Bericht**

Als ich am Morgen aufwachte, hatte sich an meinem Bett nichts verändert, aber ich war nicht mehr im Schlafzimmer. Ich sah über mir eine graue Betondecke, auf die die Morgensonne die Schatten von Gitterstäben warf. Ich setzte mich auf und stellte fest, dass ich mich in einem kleinen Raum befand. Die Wände weiß gestrichen, Decke und Boden aus Beton, rau wie Schmirgelpapier. Über dem Kopfende meines Bettes ein Fenster mit fünf Gitterstäben.

Die Raumausstattung war karg: ein Waschbecken mit einem Drehwasserhahn, einem Stück Kernseife, eine Toilette mit zwei Klopapierrollen, aber keine Klobürste und kein Spiegel. Ein weißer Schrank. Die Tür aus robustem Holz, ebenso weiß gestrichen, und mit einem Spion versehen. Unten in der Tür eine Klappe, wie eine Hundeklappe, durch die man mir sicherlich das Essen reichen würde.

Ich schlug die Decke zur Seite und sah, dass ich noch meinen Schlafanzug trug. Offensichtlich hatte man mich und mein Bett über Nacht in diese Zelle getragen - ohne Zweifel eine Gefängniszelle. Müde war ich nicht mehr. Ich stand auf und schaute in den Schrank: zwei Handtücher, ein weißer Overall, wohl meine Sträflingskleidung, sowie Zahnbürste, Zahnpasta, eine Nagelfeile und ein Rasierapparat.

Ich klopfte gegen die Tür. Dickes Holz. Ich kniff ein Auge zu und spähte durch den Spion, sah aber nur schwarz. Ich kniete mich auf den Boden und öffnete die Hundeklappe. Auf der anderen Seite der Tür war auch Betonboden, gegenüber von mir eine weiße Wand. Links und rechts zwei weitere Türen. Auf den Türen klebten Metallplaketten mit den Nummern 431 und 433. Ich schloss daraus, dass ich in der Zelle 432 eingesperrt war.

Ich stellte mich auf mein Bett und blickte aus dem Fenster. Die Sonne blendete. Ich hatte eine gute Aussicht: Häuser mit Vorgärten, spazierende Menschen, in der Ferne Felder und Bäume mit langen Schatten. Von der Höhe her schloss ich, dass ich mich in einem vierten Stockwerk befand. Die Gefängnismauer war sicher so nah an der Hauswand, dass ich sie von meinem Blickwinkel aus nicht sehen konnte.

Ich legte mich auf mein Bett und wartete, dass jemand kam und mir sagte, warum ich eingesperrt bin. Die Gitterschatten wanderten über die Decke Richtung Wand. Als sie die Wand erreicht hatten, näherten sich Schritte und verstummten vor meiner Tür. Ich stand auf. Jemand schob mir ein Tablett durch die Klappe.

„Wo bin ich?“, rief ich.

„In Zelle 432.“

„Warum bin ich hier?“

Der Wärter ging, ohne zu antworten. Ich nahm das Tablett und setzte mich aufs Bett. Es war ein Frühstück: eine Schüssel Haferschleim, einer Scheibe Brot mit Käse, eine Scheibe Brot mit Schinken, ein Fläschchen Orangensaft. Ich löffelte den Haferschleim. Ich aß das Brot und trank den Saft. Es schmeckte sehr gut. Von dem Saft hob ich etwas auf und stellte die Flasche in eine Zimmerecke, damit der Beton den Saft kühl hielt. Ich schob das Tablett durch die Klappe. Als die Gitterschatten auf die Tür fielen, näherten sich Schritte. Ich stand auf. Jemand nahm das Tablett, es kratzte über den Boden. Ich rief: „Warum bin ich hier?“

„Sie sind gefangen.“

„Aber für welches Verbrechen?“

„Welches Verbrechen.“

Das waren die letzten Worte meiner Wärter. Danach antwortete mir keiner mehr, wenn ich etwas rief. Ich gab es auf, zu rufen.

Ich überlegte oft, was der Wärter mit den Worten „Welches Verbrechen.“ gemeint hat. Er hat es gesprochen wie ein Echo. Oder als würde er die Worte vorlesen. Es war keine Frage, aber auch keine Aussage. Es war keine angewiderte Wiederholung, die mir signalisieren sollte, dass ich doch sehr wohl wisse, was ich verbrochen habe. Es war einfach nichts.

Am dritten Tag gab man mir mit dem Frühstück einen Stapel Papiere und Kugelschreiber. Ich kann nicht zeichnen und ich schreibe keine Geschichten. Ich beherrsche keine Papierfalttechniken. So nutze ich das Papier, um diesen Bericht über meine Tage in der Zelle 432 anzufertigen. Ein einziges Mal versuchte ich einen Papierflieger zu bauen. Er flog, sooft ich in warf, in einem Bogen nach unten, bis er krumm wurde. Ich zerknüllte ihn und schob ihn mit dem Abendessen durch die Klappe.

Ich habe nun zwanzig Tage in der Zelle verbracht. Nach dem Aufstehen warte ich bis zum Frühstück, das ich immer sehr langsam verzehre. Von dem Frühstückssaft hebe ich mir immer etwas für die Kaffeezeit auf. Kaffee gibt es nämlich nicht. Nach dem Frühstück wasche ich mich ausgiebig. Danach mache ich Leibesübungen, um fit zu bleiben. Zum Mittagessen gibt es stets Fleisch mit Gemüse und einer Beilage. Man hat mir ein Glas gegeben, mit dem ich aus dem Wasserhahn trinken kann. Nach dem Mittagessen halte ich einen Mittagsschlaf. Bis zum Abendessen liege ich auf dem Bett, schaue der Sonne und dem Gitterschatten zu, lausche auf den Korridor, wo ab und zu die Schritte der Wärter zu hören sind und atme die kühle Luft aus dem Fenster.

Zum Abendessen gibt es heiße Suppe, bei der ich immer lange pusten muss. Nach dem Essen wasche ich mich, mache noch einmal meine Leibesübungen, bis ich müde werde, und gehe schlafen. Ich bin angenehm überrascht, wie frisch die Luft in meiner Zelle ist, und wie warm es doch auch in der Nacht trotz des offenen Fensters bleibt. Ich schlafe ausgesprochen gut. Alle drei Tage erhalte ich einen neuen Sträflingsanzug, in dem ich auch schlafe. Meinen Schlafanzug habe ich zusammengelegt und im Schrank verstaut.

Sollte irgendwann einmal jemand diesen Bericht lesen, wird er sich sicherlich wundern, warum ich so wenig über meine Arbeit, meine Frau und mein Töchterchen geschrieben habe. Nun, natürlich vermisse ich sie, alle drei. Aber was soll man denn machen, wenn man gefangen ist? Dagegen kann man sich ja schlecht wehren. Schließlich wird das schon alles seinen guten Grund und seine Richtigkeit haben, wir leben ja in einem Rechtsstaat.

Ich bin Büroangestellter einer wichtigen Firma. Aufstiegsmöglichkeiten. Meine Frau heißt Berta und wir sind seit zehn Jahren verheiratet. Ich denke, sie vermisst mich auch. Mein Töchterchen, die Annalena, ist vier und hat in einem Monat Geburtstag. Es wäre ein Jammer, wenn ich nicht mit ihr feiern kann. Aber sie wird drüber hinwegkommen.

Man wird sich auch fragen, woran ich denke, wenn ich tagsüber auf dem Bett liege. Nun, die Phantasie sedimentiert mit der Zeit. Von der Stadt höre ich nur gelegentlich, wenn der Wind günstig weht. Ich gebe mich meinen Wahrnehmungen hin. Ich beobachte zum Beispiel die Gitterschatten. Sie sind meine Uhr. Nur dreimal war es bisher bewölkt gewesen und ich musste ohne sie auskommen. Außerdem zähle ich die Schritte der Wärter. Sie folgen einer festen Uhrzeit. Von der Heftigkeit und Schnelligkeit der Schritte, kann ich vier verschiedene Wärter

unterscheiden. Ich höre auch, wenn sie es eilig haben, traurig oder gut gelaunt sind. So Sachen findet man eben heraus, wenn man mit geschärften Sinnen durch die Welt geht.

Manchmal erlebe ich auch einzigartige Dinge. Einmal war der Wind so angenehm gewesen, dass ich mich auf mein Bett gestellt und die Nase durch die Gitterstäbe gesteckt habe. Und als ich auf die Straße blickte, traute ich meinen Augen nicht: Dort lief mein Töchterchen, die Annalena, mit einer Schulfreundin die Straße entlang. Ich konnte es kaum glauben, rieb mir die Augen, doch ich täuschte mich nicht: das war eindeutig meine Annalena. Erst da merkte ich, warum mir die Stadt so bekannt vorkam. Die Häuser und Straßen, die ich sah, waren nichts anderes als die Häuser und Straßen meiner Heimatstadt. Mir bleibt unbegreiflich, warum ich das nicht am ersten Tag bemerkt hatte. Dabei bin ich mir sicher: ich habe noch nie von einem Gefängnis in meiner Heimatstadt gehört.

Wie zog sich mir die Kehle zusammen, als mein Töchterchen stehenblieb, ihre Freundin am Ärmel zupfte und mit dem Finger in meine Richtung zeigte. Und wie schlug mir das Herz bis zum Hals, als meine Tochter etwas rief, und ich hätte schwören können, dass sie Papa-Papa rief.

Ich hatte Tränen in den Augen und rannte zur Tür. Wenn meine Tochter nach mir rief, musste ich zu ihr, Haft hin, Haft her. Ich untersuchte die Klinke. Durch das Schlüsselloch konnte man hindurchsehen, von außen steckte kein Schlüssel. Leider hatte ich keinen Draht oder sonstiges, mit dem ich die Tür öffnen konnte. Die Tür war dick, die Scharniere robust. Niemals hätte ich sie mit meiner eigenen Körperkraft aufstoßen können. Ich rannte zurück zum Fenster, meine Tochter war verschwunden. Ich setzte mich auf mein Bett. Was für verrückte Einfälle ich hatte. Als könnte ich nur wegen meiner Tochter einfach so ausbrechen.

An einem andern Tag, es war morgens, schob ich in Gedanken die Orangensaftflasche mit dem Tablett nach draußen, obwohl sie noch nicht leer war. Dabei hatte ich mich sehr auf den Orangensaft gefreut. Ich wollte das Tablett zurückziehen, aber die Schritte des Wärters näherten sich schon. Ich musste verhindern, dass er mir meinen Orangensaft wegnahm. Zurufen konnte ich ihm nichts, schließlich antwortete man mir ja nicht.

Ich weiß nicht, was ich mir dabei dachte, aber ich griff nach der Türklinke und öffnete die Tür. Sie war nicht verschlossen. Ich stand plötzlich mitten auf dem Korridor. Der Wärter stand vor mir. Er trug eine blaue Uniform. Ich nahm die Flasche. Er nahm das Tablett. Er ging mit dem Tablett fort und ich starrte ihm nach. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich nahm einen Schluck Orangensaft.

Ich ging wieder rein und stellte die Flasche in die Ecke meiner Zelle. Meine Zellentür stand immer noch offen. Ich wusste nicht, ob ich einfach so rausgehen durfte, aber ich wollte es probieren. Ich trat vor die Tür und ging den Korridor entlang zu einem weißen Treppenhaus. Ich ging die Treppen hinunter, und kam zu einer kleinen Empfangshalle. Eine Drehtür führte nach draußen. Ich ging durch die Drehtür und stand auf der Straße. Der Wind wehte mir durchs Haar. Ein altes Paar ging an mir vorbei. Er stützte sich auf einem Stock ab, sie hatte ihren Arm bei ihm eingehakt. Als sie vor mir waren, strich er mit dem Finger über die Hutkrempe, sie sagte guten Morgen. Ich grüßte zurück. Es war ein schöner Morgen und die Sonne schien. Ich genoss den Wind.

Als mir kalt wurde, ging ich wieder hoch in meine Zelle. Ich überlegte, ob ich nach Hause gehen sollte. Aber ich wusste nicht, was aus meinem Bett werden würde, schließlich konnte ich es unmöglich mitnehmen. Ich hatte mein Bett sehr gerne und

schlief sehr gut darin. Außerdem wollte ich am Nachmittag noch den Rest des Orangensaftes trinken. Und der Gedanke, für immer auf die Gefängnismahlzeiten zu verzichten, missfiel mir. So schloss ich meine Zellentür wieder, ging zum Waschbecken und fing an, mich wie jeden Morgen sorgsam zu waschen.